

Dieser Artikel ist Teil des
Open Source Jahrbuchs 2006

Bernd Lutterbeck
Matthias Bärwolff
Robert A. Gehring (Hrsg.)

Open Source
Jahrbuch 2006

Zwischen Softwareentwicklung und Gesellschaftsmodell

erhältlich unter www.opensourcejahrbuch.de.

Die komplette Ausgabe enthält viele weitere interessante Artikel. Lob und Kritik zu diesem Artikel sowie weitere Anregungen können Sie uns einfach und unkompliziert mitteilen per E-Mail oder auf www.opensourcejahrbuch.de/feedback/.

Einleitung

MATTHIAS LIEBIG



(CC-Lizenz siehe Seite 499)

Die heutige Zeit wird immer schnelllebiger. Neue Informations- und Telekommunikations-Technologien erscheinen in immer kürzeren Abständen. Will die Forschung damit Schritt halten, muss sie effizienter werden. Wissenschaft geschieht dort, wo zu dem riesigen Berg an vorhandenem Wissen ein kleiner „Stein“ hinzugefügt wird. Neue Erkenntnisse stellen nur sehr selten Quantensprünge dar – alle basieren letztlich auf der Leistung vorangegangener Arbeiten anderer Forscher. Daher besteht ein Großteil, wenn nicht sogar der größte Teil, des wissenschaftlichen Vorgehens darin, den Status Quo zu bestimmen. Dies gelingt durch Einsicht in vorhandene Forschungsarbeiten, was auf konventionelle Art durch die Beschaffung von Werken aus Bibliotheken sowie durch die Lektüre von Fachzeitschriften geschieht.

Das Internet eröffnet ganz neue Wege. Recherchen werden, wie leicht an vielen Literaturverzeichnissen zu sehen ist, immer häufiger im World Wide Web durchgeführt. Es ist praktisch, von überall aus auf Dokumente zugreifen zu können und in vielen Fällen gar nicht anders möglich. So groß Bibliotheken auch sein mögen – an die Größe und die Vielfalt des Netzes kommen sie nicht heran. Zudem ist die Recherche dadurch wesentlich komfortabler geworden. Es ist ein Unterschied, ob man etwas innerhalb von Sekunden auffinden kann, oder ob man mehrere Stunden, wenn nicht Tage damit verbringt, in Büchern zu blättern. Forschung wird zweifellos effizienter, wenn die Recherche, auf die sie sich stützt, effizienter wird.

Eine weitere, der Effizienz der Forschung allerdings weniger zuträgliche, Entwicklung findet seit einigen Jahren statt: die „Zeitschriftenkrise“. Wissenschaftliche Fachjournale werden immer teurer, wohingegen die finanziellen Mittel der Bibliotheken und Universitäten in vielen Ländern, vor allem in Deutschland, nicht im gleichen Maße steigen – oder sogar durch Sparmaßnahmen betroffen sind. Bibliotheken oder Hochschulen können sich viele Journale nicht mehr leisten, und der Wissenschaftler selbst wird die benötigte Vielzahl von Abonnements kaum bezahlen können.

Die Lösung ist nach Ansicht vieler Wissenschaftler und Verfechter freier Inhalte *Open Access*: Wissenschaftliche Literatur, d. h. Studien, Artikel, Diplom- und Doktorarbeiten sowie Materialien sollen im Internet frei zugänglich sein. Zum einen können

wissenschaftliche Arbeiten vor ihrer Begutachtung oder nach der Veröffentlichung kostenfrei im Internet zur Verfügung gestellt werden. Zum anderen werden mittlerweile auch komplette Fachzeitschriften ausschließlich online und für den Leser entgeltfrei publiziert. Dadurch wird nicht nur die Effizienz der Forschung verbessert, sondern auch die finanzielle Belastung der Hochschulbibliotheken verringert.

Dabei stellt sich zwangsläufig die Frage der Finanzierung, zumindest bei Fachzeitschriften, die wissenschaftliche Qualitätssicherung betreiben. Jan Neumann stellt im ersten Artikel dieses Kapitels das deutsche Portal *German Medical Science (GMS)* vor, auf dem eine solche Open-Access-Zeitschrift veröffentlicht wird. Das Geschäftsmodell von GMS und Alternativen dazu werden aufgezeigt. Zuvor geht er genauer auf die Ursachen und Ziele der Open-Access-Bewegung ein. Hierbei wird die oben erwähnte Zeitschriftenkrise detaillierter betrachtet und mit konkreten Zahlen belegt.

Leider muss man in Deutschland laut Medienberichten und Studien feststellen, dass Open Access noch sehr wenig bekannt ist. Im Gegensatz zu den Niederlanden¹ oder zu skandinavischen Ländern gibt es in Deutschland Bestrebungen, für die Online-Abrufung wissenschaftlicher Artikel Gebühren zu verlangen. Diesem Thema widmet sich Oliver Passek in seinem Beitrag „Open oder Close Access?“. Er geht dabei auch auf die bekanntesten Open-Access-Initiativen und deren Entwicklung ein.

Der abschließende Artikel dieses Kapitels beschäftigt sich mit dem Prozess des Verfassens und Publizierens wissenschaftlicher Arbeiten an sich. Dabei geht der Autor Lambert Heller auf neue Techniken wie Wikis und Weblogs ein und wie sie die wissenschaftliche (Zusammen-)Arbeit erleichtern können. Auf Webseiten nach dem Wiki-Prinzip kann jeder Dokumente unkompliziert mit dem Browser erstellen und bearbeiten – gemeinschaftliche Arbeit wird so unterstützt.² Solche Wikis stellen laut dem Autor auch eine Lösung für die Probleme von Standardsoftware, wie z. B. die verhältnismäßig schwere Bedienbarkeit, dar. Daneben werden Weblogs – Online-Journale u. a. mit Kommentarfunktion – als Kommunikationsmedium entdeckt.

Mit diesem Kapitel möchte das Jahrbuch der mangelnden Bekanntheit des Open-Access-Prinzips entgegenwirken. Es wäre durchaus im Interesse von Forschern, Institutionen, aber auch Firmen, die in Forschung investieren, den langfristigen Nutzen von Open Access für die Wissenschaft und damit im Endeffekt auch für die Wirtschaft zu erkennen. Denn einem chinesischen Sprichwort zufolge nimmt das Wissen ab, das sich nicht täglich vermehrt. Und Wissen, das nicht verfügbar ist, wird letzten Endes zu Unwissen.

1 Siehe „Niederländische Unis machen Forschungsergebnisse frei zugänglich“: <http://www.heise.de/newsticker/meldung/59479>.

2 Wie so eine Zusammenarbeit trotz Konflikten oder gerade *wegen* dieser stattfinden kann, erläutert Cormac Lawler mit „Wikipedia als Lerngemeinschaft“ auf Seite 297 in diesem Buch.